

EIN JAHR IN AFRIKA

Von Ebola und Terror nur gestreift

Ebola, Terrorismus, Armut und Korruption. Klischees, die hierzulande oft mit Afrika in Verbindung gebracht werden. Doch wie sieht der Alltag dort wirklich aus? Thomas Lehn und Constanze Kühnel, die Weltreisenden mit Wurzeln in Sauerlach und Bad Tölz, sind mit ihrem Expeditionsmobil seit einem Jahr auf dem schwarzen Kontinent unterwegs. Jetzt berichtet das Ehepaar über seine Erfahrungen.

VON MARTIN BECKER

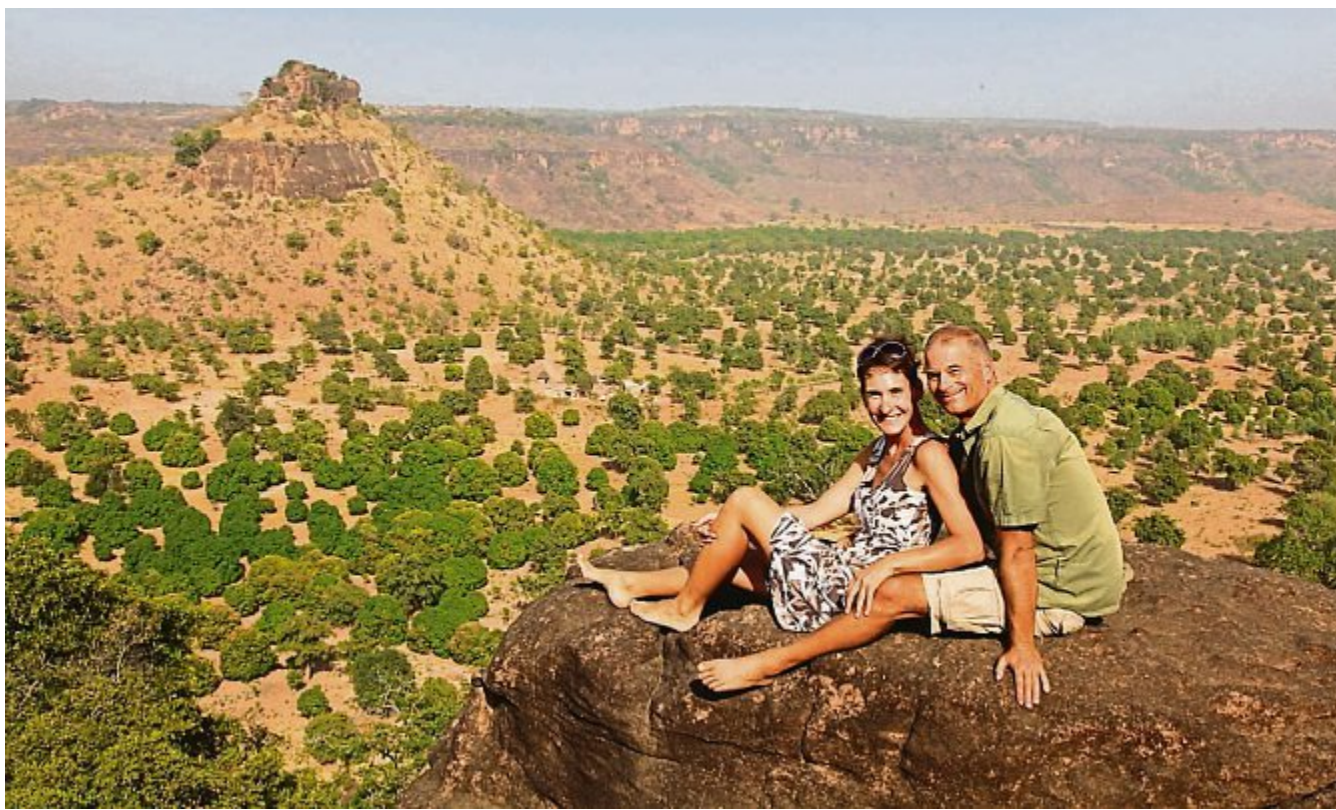
Sauerlach/Yaoundé – Aktuell steht „Manni“, wie die beiden ihren zum Wohnen umgebauten Lkw nennen, mitten in Kamerun. „Afrika in miniature“ nennt man es auch, ein Land mit bis zu 2500 Meter hohen Gebirgspässen, üppig grünen Täler und großflächigen Plantagen, mit undurchdringbaren Regenwäldern, in denen auch heute noch Gorillas und Schimpansen beheimatet sind. Und mit Relikten aus dem deutschen Kaiserreich wie Bismarckbrunnen, Telegrafenturm oder Waldschlösschen. „Kamerun begeistert uns!“, übermitteln Thomas Lehn (55) und Constanze Kühnel (43) per Skype an den *Münchner Merkur*. „Die Landschaft, die Menschen, die Temperaturen – besser könnte es gar nicht sein.“

Korruptionsversuche der Polizei bislang immer abgewehrt

Doch der Reihe nach. Seit die beiden im April 2014 in Sauerlach aufgebrochen und über Gibraltar nach Afrika gereist sind, haben sie Marokko und die Westsahara, Mauritien, Senegal, Gambia, Mali, Niger, Burkina Faso, Elfenbeinküste, Ghana, Togo, Benin und Nigeria durchquert. Jetzt also, nach rund 28 000 Kilometern mit kleinen Abenteuern und Pannen, Yaoundé in Kamerun.

„Erfreulicherweise ist das individuelle Reisen in Westafrika absolut entspannt, sicher und unkompliziert“, berichtet das Ehepaar aus Sauerlach. „Nie gab es eine knifflige Situation oder Ärger. Korruptionsversuche der Polizei konnten immer routiniert abgewendet werden.“

Angst vor dem gefährlichen Ebola-Virus? Nein, alles halb so wild. „Ebola war und ist beschränkt auf Liberia, Sierra Leone und den südöstlichen Teil von Guinea, weshalb wir genau diese Länder nicht bereist haben“, erzählen Thomas Lehn und Constanze Kühnel. „Auf unserer Route trat Ebola nur in wirklich an zwei Händen abzählbaren Fällen auf. Senegal und Mali



„Unser Lebensrhythmus ist ein anderer geworden“: Constanze Kühnel und Thomas Lehn genießen ein stressfreies Leben in Afrika, hier an Weihnachten 2014 in Mali. FOTOS: WWW.MANTOCO.COM

hatten dies aber sehr schnell im Griff.“ Hauptgrund für die mangelnde Verbreitung sei die absolut fehlende Reiseaktivität der Menschen: „Sie haben einfach keinen Grund zu reisen, natürlich auch kein Geld.“ Der Eindruck der Sauerlacher: „Die Aufklärung der jeweiligen Bevölkerung war flächendeckend gut, hier haben auch die Hilfsorganisationen vernünftige Arbeit geleistet. Die Menschen haben das Thema schon sehr ernst genommen und sich entsprechend verhalten.“ Es habe nie kritische Situationen gegeben – bei Grenzübertreten wurde Fieber gemessen und jeder musste sich die Hände desinfizieren, das war’s.

Auch das Thema Terrorismus stellte sich nirgendwo als Bedrohung dar. „Der Terrorismus beschränkt sich auf zwei Gebiete“, zählt das Ehepaar auf: „Die Al Quaida al Maghreb im Norden von Mali – Grenzgebiet zu Mauretanien, nördliches Nigerdelta mit Timbuktu und Gao sowie die Sahararegionen – und die Boko Haram im Nordosten von Nigeria mit Übergriffen nach Kamerun, Niger und Tschad.“ Bei den unzähligen Begegnungen mit Afrikanern seien „diese fanatischen Organisationen von allen auf Schärfste abgelehnt und ver-

urteilt worden. Wir haben keinen Moslem getroffen, der auch nur eine Spur Verständnis für deren Terror hatte.“ Direkt sind die Weltreisenden nur einmal am Rande Zeuge von Terror-Aktivitäten geworden, „als in Mali das Niger-Linienschiff mit ziemlich zerschossener Brücke in den Hafen von Mopti einlief“.

Selbst Nigeria: kein Problem. Okay, jenseits der Grenze gab es anfangs Kontrollen fast im Zehn-Meter-Takt. Und immer wieder den Versuch, ein „Geschenk“ zu

Kein soziales Netz wie in Deutschland

ergattern. Aber sonst? „Was mussten wir uns nicht alles Negatives anhören über Nigeria: lebensgefährlich, die Boko Haram lauert an allen Ecken, unzählige unfreundliche Kontrollen, korrupt bis unter die Haarspitzen, grausam schlechte Straßen – und da wollt ihr hin?“ Nach zwei Wochen in Nigeria blieb vom vermeintlichen Albtraum Nigeria wenig übrig, Thomas Lehn und Constanze Kühnel erinnern sich vielmehr „an das Lachen der Menschen, mit und ohne Uniform.“

empfangen „das Reisen in diesem gescholtenen Land als eines der angenehmsten bisher. Die gefürchteten Kontrollen waren ausnahmslos harmlos und freundlich, bezahlt haben wir keinen Cent.“

Womit die beiden Sauerlacher allerdings vielfach konfrontiert wurden: mit Armut. Und mit Flüchtlingen, die ihr Heil in Europa oder sogar Deutschland zu finden hoffen. Ein schwieriges Thema.

„Je mehr Menschen hier in Afrika mitbekommen, dass ihnen in Europa entsprechend geholfen wird, umso mehr machen sich hoffnungsvoll auf den Weg. Das haben wir in unseren Gesprächen immer wieder herausgehört.“ Um politisch Verfolgte handele es sich in den seltensten Fällen, „es sind in der Regel ausschließlich Wirtschaftsflüchtlinge“.

Dass es die nach Europa drängt, ins vermeintliche Paradies, und warum es in Afrika „eher abwärts als aufwärts“ geht, dafür sieht das Sauerlacher Ehepaar mehrere Gründe. Erstens die exorbitante Bevölkerungsexplosion: „Afrika wird sich dadurch selbst vernichten, denn für schon jetzt eine Milliarde Menschen gibt es nicht genug zu essen, keine Jobs, keine Schulen et cetera. Und schon

in absehbarer Zeit sind es zwei Milliarden und mehr. Die Folge werden Bürgerkriege aus sozialer Not heraus sein, die zu erwartenden Flüchtlingsströme nach Europa werden auch unser Leben einschneidend verändern.“ Zweites ganz großes Problem sei die ausufernde Korruption. „Jeder hält für jede Dienstleistung die Hand auf. Dadurch wird jegliche Mittelstandsentwicklung schon im Keim erstickt.“ Dazu komme, dass kein soziales Netz wie in Deutschland existiert. Das

„Floh vom Paradies“ setzen die Europäer unbewusst ins Ohr

bedeute: „Jeder, der etwas Geld verdient, muss damit seinen ganzen Clan versorgen – für Investitionen ist nie Geld übrig ist. Die wenigen Menschen, die überhaupt einen Job haben, leben somit auch immer am Existenzminimum, sodass jeder erdenkliche Job in Europa besser erscheint als das Dasein hier.“

Doch, und da schlummere das nächste Problem: „Was sie in Europa wirklich erwartet, davon haben sie keine Ahnung. Sie kennen nur die positiven Bilder aus dem

Fernsehen und die Erzählungen derer, die es zu uns geschafft haben und nun tunlichst verschweigen, wie schlecht es ihnen in Europa geht. Da der ganze Clan zusammengelegt hat, um Schlepper und Reise zu bezahlen – und nun erwarten alle, dass der nach Europa Geschickte auch Erfolg hat. Dass sie ohne Sprachkenntnisse, ohne Berufsausbildung, ohne irgendeine realistische Vorstellung von Europa bei uns nicht den Hauch einer Chance haben, das realisieren sie nicht.“

Das massiv positiv überzeichnete Bild vom starken Europäer wiederum sei quasi hausgemacht, glauben Thomas Lehn und Constanze Kühnel. „Den Floh vom Paradies, den setzen wir ihnen unbewusst ein. Unser Erfolg, unser Geld, unser Auftreten in Afrika macht den ‚weißen Mann‘ nach wie vor zum Helden, statt Tropenhelm trägt er nun halt ein Notebook unter dem Arm.“ So entstehe ein Traumbild im Kopf vieler Afrikaner. Und: „Nicht zuletzt sind die bestbezahltesten Jobs die bei den Weißen, ob bei Hilfsorganisationen, an den Botschaften oder in den entsprechenden Firmen.“

Europa, Traumziel vieler Afrikaner – für Thomas Lehn und Constanze Kühnel ist es umgekehrt. Ihre insgeheimen Liebe gilt Afrika mit seinen vielfältigen Landschaftseindrücken und der Tierwelt. Und mit unglaublich vielen Begegnungen mit den überall hilfsbereiten Menschen vor Ort. „Unsere Begegnungen sind jedes Mal aufs Neue spannend, interessant, lehrreich, bunt. Wir nehmen fast jede Gelegenheit wahr, mit den Menschen in Kontakt zu kommen. Wir lernen ihr Leben kennen, in abgeschiedenen, archaisch anmutenden Lehmdörfern mit strohgedeckten Rundhütten, in der Wüste in offenen Zelten auf dicken Teppichen sitzend, unter Palmen am Atlantik in winzigen Bambusverschlägen.“

Einmal, an der Universität in Lomé (Togo), gestalteten die Sauerlacher über die Organisation „Urbis Foundation“ sogar eine Diskussionsrunde mit 16 Studenten. Thema: die Probleme Afrikas und wie in Zukunft damit umgegangen werden sollte. „Das Ergebnis der dreistündigen Gesprächsrunde war ernüchternd! Die jungen Menschen, die uns gegenüber saßen, hatten eigentlich so gar keine wirkliche Idee.“ Demographische Entwicklung, Korruption, soziales Verhalten im Alltag? Es herrsche eine allgegenwärtige Ellenbogenmentalität. „Trotzdem, wir geben noch nicht auf. Denn nur solche Diskussionen helfen schlussendlich, den Menschen ein wenig die Augen zu öffnen, um notwendige Veränderungen zu schaffen.“

Weitere Informationen
zur Reise bei www.mantoco.com



Über die Zukunft von Afrika diskutiert Thomas Lehn (l.) an der Universität in Lomé (Togo) mit Studenten.



„Manni“ im Morast: Das Expeditionsmobil muss mühsam befreit werden – helfende Hände gibt es überall.

Notizen aus dem Reisetagebuch von Thomas Lehn und Constanze Kühnel

In Ghana haben Thomas Lehn und Constanze Kühnel den „Ananas-König“ kennengelernt. **Helmut Lutz** aus Stuttgart-Bernhausen wollte eigentlich nie in die Fußstapfen von Großvater und Vater – beides Landwirte – treten. Doch Afrika änderte nach einer ersten Tour 1988 sein Leben: Der gelernte Maschinenbauer bekam 1993 das Angebot, auf einer Fruchtfarm in Ghana den Fuhrpark auf Vordermann zu bringen. Schon nach wenigen Wochen leitete er die gesamte Farm mitsamt ihren 300 Mitarbeitern. 1999 beginnt der heute 55-Jährige, der mit einer Nigerianerin verheiratet ist, seine eigene und mittlerweile 400 Hektar große Farm aufzubauen. **Die Erfolgsstory beginnt:** Ananas, Papaya, Mango, Ing-

wer – jährlich liefert der Schwabe jetzt jeweils rund 1000 (!) Tonnen Ananas und Papaya per Luftfracht nach Deutschland.

Dialog in **Songho**, einem pittoresken Dorf in Niger; dort wundern die Weltreisenden sich: „Warum kommt denn aus den Wasserhähnen kein Wasser?“ – „Ja, das ist, weil die solargespeiste Pumpe kaputt ist und auch die Solarpaneele sind fast alle kaputt.“ – „Seit wann ist denn das alles kaputt?“ – „Seit ungefähr vier Jahren.“ – „Aber warum ist es denn kaputt?“ – „Weil unsere Kinder mit Steinschleudern auf die Paneele geschossen haben.“ – „Und warum repariert das keiner?“ – „Na, weil das keiner hier reparieren

kann.“ – „Wer hat denn das hier finanziert und aufgebaut?“ – „Die Weltbank.“ – „Wisst Ihr, wer oder was das



Zu Besuch in Ghana bei „Ananas-König“ Helmut Lutz aus Stuttgart.

ist, die Weltbank?“ – „Nö!“ – „Und wo bekommt ihr jetzt euer Trinkwasser her?“ – „Wir laufen jetzt wieder wie früher fünf Kilometer zum Fluss.“

Ist das Reisen in Afrika „easy going“? Keineswegs, wie Thomas Lehn und Constanze Kühnel indirekt erfahren mussten. Per Facebook hatten sie versucht, zu einem **französischen Traveler-Ehepaar** Kontakt aufzunehmen, das ungefähr auf der gleichen Route unterwegs Richtung Südafrika war. Dass es keine Reaktion gab, erstaunte die beiden – mittlerweile kennen sie den traurigen Grund: Der Franzose ist in einem Waldgebiet in Nigeria am 2. Juni **erschossen worden**, seine Frau wurde verletzt – drei Männer hatten

versucht, die Franzosen auszurauben. „Wir sind erschüttert und traurig“, sagen die beiden Sauerlacher, „wir hätten uns ein paar Tage später sicher getroffen.“

Schrecksekunden gab es für das deutsche Ehepaar auch, allerdings in anderer Hinsicht: als ihr **Expeditionsmobil „Manni“ steckenblieb**. Haarsträubende Passabfahrten auf unerspülten Wegen in Marokko, aufregende Dünenüberfahrten und Weichsandfelder in Mauretanien, grundloser Sumpf in Mali: Mehrmals geriet das Fahrzeug an seine Grenzen, drohte sogar umzukippen. Mit Hilfe Einheimischer konnte „Manni“ aber immer wieder flott gemacht werden. mbe

ASYL IN DEUTSCHLAND

Nigerianerin erzählt von ihren Träumen

Unterhaching – Es ist gar nicht so einfach, mit den Flüchtlingen aus der Unterhachinger Asylbewerberunterkunft ins Gespräch zu kommen. Denn die zuständigen Sozialbetreuer vom Landratsamt verweisen darauf, dass manch einer noch traumatisiert sei. Deshalb: Preseterminale bitte nur mit ausgesuchten Asylbewerbern. Wie Rebecca Inoleayo Ogedengbe (32). Die Nigerianerin darf uns ihre Geschichte erzählen. Warum sie ihre Heimat verlassen hat, wie sie nach Unterhaching kam und weshalb es ihr in Deutschland so gut gefällt.

Die schrecklichen Bilder von überfüllten Flüchtlings-Booten und unzähligen Toten im Mittelmeer sind noch präsent, da überrascht Rebecca Inoleayo Ogedengbe auf die Frage, wie sie denn nach Europa gekommen sei: „Mit dem Flugzeug.“ Schon vor sechs Jahren ist nach Italien eingereist, um dort zu arbeiten. „Aber da war keine Arbeit.“ Bankwesen habe sie in Nigeria studiert, in der Hauptstadt Lagos gelebt. „Aber dort herrscht überall Korruption. Wenn man keinen kennt, hat man keine Chance auf einen Job“, be-



Asylbewerberin Rebecca Inoleayo Ogedengbe aus Nigeria erhofft sich in Deutschland eine gute Schul- und Ausbildung für ihre vier Kinder. FOTO: MBE

richtet die 32-Jährige. Also zog es sie mit ihrem Mann aus ökonomischen Gründen („Politisch verfolgt wurden wir nicht“) nach Europa. Zuerst nach Italien und dann, weil sie Sozialleistungen der Familie nicht mehr reichten, nach Deutschland. Denn inzwischen sind die Nigerianer zu sechst, nach den beiden ersten Kindern (zwei und drei Jahre alt) kamen heuer Zwillinge zur Welt. „Freundlich, nett, hilfsbereit.“ So schildert die 32-Jährige ihren Eindruck von den Deutschen. Der Helferkreis kümmere sich um Freizeitangebote für die Kinder, „außerdem bekommen wir Geld für Nahrungsmittel sowie Sachen zum Anziehen, alles ist bestens, wir bekommen hier sehr gute Hilfe“, strahlt Rebecca Inoleayo Ogedengbe. „Very nice, very happy.“

Das Wichtigste, weiß sie: schnell die deutsche Sprache zu lernen. „Sonst hat hier niemand eine Chance auf einen Job.“ Erste Kostproben kommen ihr über die Lippen, „ich liebe Brezel und Wuuuusch!“ Wie sie sich ihre Zukunft vorstellt? Geld verdienen, beispielsweise in der Gastronomie, um den vier Kindern gute Bildung zu ermöglichen. Und danach, irgendwann, würde sie gern zurück nach Nigeria, zu ihren Geschwistern, die sie sehr vermisst. „Vielleicht können wir den Menschen daheim ja etwas beibringen von dem, was wir hier lernen“, sagt Ogedengbe. mbe